

btb

Buch

»Hundstage – irgendwann gibt es in jedem Sommer diesen Tag, von dem man weiß, dies ist der Sommertag an sich, an den werde ich noch lange denken. Für die Hitze, die über den Feldern steht, hat man das Wörtchen Glast erfunden, in dem schwingt etwas von Glut und von der Last heißer Tage.« Der Schriftsteller Alexander Sowtschick wird diese Tage allein auf seinem schönen Anwesen im norddeutschen Flachland verbringen. Seine Ehefrau ist nach Frankreich aufgebrochen, ans Meer, wo sie eine Freundin treffen will. Sowtschick ist über diesen Umstand nicht unglücklich, kann er sich doch so ganz auf das Schreiben seines neuen Romans konzentrieren. Aber die geplante Idylle wird gründlich gestört, das geliebte Anwesen und seine Umgebung werden zum Schauplatz einer Kette von unvorhersehbaren Vorfällen – bis hin zu einem Mord. Unter dem Druck der äußeren und inneren Ereignisse nähert sich Alexander Sowtschick immer mehr den Abgründen der eigenen Seelenlandschaft. Gefährliches, Unkontrollierbares bricht auf, und der Sommertraum endet in Chaos und Sprachlosigkeit. Es ist Herbst.

Autor

Walter Kempowski, geboren 1929 in Rostock, 1948 von einem sowjetischen Militärtribunal zu 25 Jahren Zuchthaus verurteilt, von denen er acht Jahre in Bautzen verbüßte. Mit seiner deutschen Chronik, zu der so erfolgreiche Romane wie *Tadellöser & Wolff* und *Aus großer Zeit* gehören, etablierte er sich als Bestsellerautor und Chronist des deutschen Bürgertums. Seine monumentalen Textcollagen *Das Echolot* und *Das Echolot. Fuga Furiosa* waren eine literarische Sensation. Walter Kempowski lebt und arbeitet in Nartum.

Walter Kempowski bei btb

Alkor. Tagebuch 1989 (73093) · Aus großer Zeit. Roman (72015) · Der rote Hahn. Dresden im Januar 1945 (72842) · Heile Welt.

Roman (72650) · Herzlich willkommen. Roman (72190) · Schöne Aussicht. Roman (72103) · Tadellöser & Wolff. Roman (72033) · Weltschmerz. Kinderszenen fast zu ernst (72202)

Das Echolot. 4 Bände im Schuber (72076) · Das Echolot. Unternehmen Barbarossa '41 (73175)

Die deutsche Chronik. 9 Bände im Schuber (90870)

Außerdem:

Dirk Hempel: Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie (73208)

Walter Kempowski

Hundstage

Roman

btb

Umwelthinweis:
Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Der btb-Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House.

1. Auflage
Genehmigte Taschenbuchausgabe Oktober 2004
Copyright © 1988 by Albrecht Knaus Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH.
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagmotiv: Zefa, Masterfile, Hans Blohm
Satz: Filmsatz Schröter, München
KR · Herstellung: Augustin Wiesbeck
Made in Germany
ISBN 3-442-73311-1
www.btb-verlag.de

Hundstage (dies caniculares) nennt man seit alters her die Zeit vom 23. Juli bis zum 23. August. Die Sonne steht um diese Zeit in der Nähe des Sirius, eines riesigen, acht Lichtjahre entfernten Fixsterns, auch «Hundsstern» genannt. Im alten Griechenland schrieb man dieser Stellung die sommerliche Hitze zu. Auch heute noch gelten die Hundstage als eine Periode größter Hitze, die meisten Schulen haben zu dieser Zeit Ferien, im Mittelalter wurde dann sogar der Gottesdienst eingestellt.



Alexander Sowtschick stand am Tor. Er blickte seiner Frau nach. Soeben war Marianne in ihrem Golf die Pappelallee hinuntergefahren und war, von Dorfhunden verfolgt, im Staub der Straße verschwunden.

Den ganzen Vormittag über war im Haus herumgerannt worden. Türenschlagen, treppauf, treppab, dies noch vergessen, das. Nun war alles ausgestanden, nun war alles in Fluss: Marianne würde die Autobahn erreichen und mit großer werdender Geschwindigkeit dahinfahren, immer weiter, immer weiter, dem an langen Winterabenden erarbeiteten Urlaubsziel entgegen: Isle de Camps an der Atlantikküste, weiß Gott weit weg! Das Meer, nicht wahr? Die schäumenden Wogen und im nahen Städtchen ein Lokal, in dem es ungewöhnliche Leckereien zu essen geben würde.

In früheren Jahren waren die Eheleute gern gemeinsam gefahren. Italien, Spanien, Schottland. «Morgens eine, mittags zwei und abends drei Kirchen», wie sie scherzten. Sogar eine Kreuzfahrt hatten sie unternommen, in die Karibik, mit Bingo und Captain's Dinner – doch ohne rechten Gewinn. Sowtschick war kein Urlaubs Mensch. Unter dem folkloristischen Getrommel von Eingeborenen, im Menschen gewimmel eines Bazars oder in der abgeschiedenen Ruhe eines kühlen Museums hatte er seiner Frau nörgelnd die schönsten Tage verdorben, *alle* schönsten Tage. Im letzten Jahr: die Tour durch Burgund, romanische Kirchen ... Abgesehen davon, daß es die ganze Zeit geregnet hatte, waren es die Kirchen selbst gewesen, die Sowtschicks Abscheu erregten: alle Skulpturen geköpft, Bischöfen und Königen die Augen ausgekratzt: das Werk rachsüchtiger Revolutionäre; im Reise-

führer hatte davon nichts gestanden. Sowtschick war laut geworden, im Hotelzimmer, nachts, und Marianne hatte geweint. Am nächsten Tag war man sich einig gewesen: Nie wieder Urlaub gemeinsam. Und so hatte sich Marianne denn für dieses Jahr die französische Atlantikküste ausgesucht. Man würde zur Ruhe kommen, Marianne in der Ferne und Alexander zu Hause.

Sowtschick würde tun und lassen können, was ihm beliebte: Morgens vor Sonnenaufgang tief atmend auf die Terrasse treten oder erst zu Mittag aufzustehen, vom Schnabelwetzen der Vögel an Zeit und Ewigkeit erinnert. Nächtelang im Hause auf und ab gehen, ohne gefragt zu werden: «Hast du was?» Nach Hamburg fahren, ohne etwas mitbringen zu müssen, zu fasten oder zu schwelgen, ohne Tabletten hingeschoben zu bekommen.

Während Marianne ihren Körper der Sonne preisgab, irgendwo im Westen, fern im fernen Frankreich, käme er in der Stille seines Hauses ganz zur Ruhe, unrasiert und – ja, warum denn nicht – auch einmal ungewaschen.

Alexander Sowtschick schloß das Tor. Das weiße Gartentor – auf den Pfosten große Kugeln – war ein herrschaftliches Gartentor, und das Haus, das seine Großzügigkeit nicht so ohne weiteres preisgab den Blicken der Vorübergehenden (wie es in der Architekturzeitschrift «Form» gestanden hatte), lag hinter den vom Wind bewegten Bäumen breit und behaglich da.

Sowtschick sah noch einmal die Dorfstraße hinunter, in der sich der Staub bereits verzog – die Hunde hatten längst die Verfolgung aufgegeben –, er hob eine zerknüllte Bierdose auf, die irgend jemand auf sein Grundstück geworfen hatte, und schleuderte sie auf die Straße. Dann nahm er die Post aus dem Kasten und ging, die Briefe wie Spielkarten sortierend, über den Kiesweg dem Hause zu. Seine drei Hunde gaben ihre für den Abschied dosierte Lebhaftigkeit auf und liefen voraus: zwei Corgies mit langen Ohren und kurzen Beinen, die jedermann für Promenadenmischungen hielt, und ein Col-

lie, schon ein wenig angejährt, nichtsdestoweniger freundlich lächelnd.

Sowtschick und seine Hunde traten in das Haus. Sie durchquerten die dunkle Halle und verschwanden in der Küche, wo Sowtschick den Kühlschrank öffnete, den er «Eisschrank» nannte. Während die Hunde sich setzten, entnahm Sowtschick ihm einen Stoß Salamischeiben und fütterte abwechselnd sich damit und die Tiere, wobei er streng darauf achtete, daß die Corgies «Männchen» machten, so wie er es ihnen beigebracht hatte. «Männchen» war schließlich das mindeste, was man verlangen konnte. Dem Collie war dies erlassen. Abgesehen davon, daß es fraglich war, ob die Anatomie des Tieres diese Position überhaupt zuließ. Eine solche Demutshaltung von einem älteren Herrn zu verlangen, wäre Sowtschick unziemlich erschienen. Es gibt Grenzen, die der Takt vorschreibt.

Im Kühlschrank standen, auf Plastikgefäße verteilt, die «Gerda» hießen, verschiedene Mahlzeiten, im voraus gekocht, eine Linsensuppe, kalte Frikadellen, grüne Bohnen und eine Schüssel Pellkartoffeln, die bei äußerster Einschränkung für drei Tage je ein Bratkartoffelergericht ergeben würden. Auf der Linsensuppe stand ein Kärtchen. *Liebster Mann!* war darauf zu lesen, in den vertrauten runden Buchstaben, etwas fliehend und an den lieben runden Kopf erinnernd mit den klaren Augen, an den man den eigenen lehnen konnte in schweren Stunden. *Liebster Mann!*

Sowtschick nahm das Kärtchen an sich. Er warf die Tür des Kühlschranks zu und seufzte einmal tief auf, so wie die Hunde es taten, die ihren Dressurakt in sich zusammenfallend aufgaben, um sich gleich darauf in der Halle vor dem bis zum Boden reichenden Fenster auf die roten Fliesen zu legen, wo sie bereits von Stubenfliegen erwartet wurden.

Alexander Sowtschick ging in sein Arbeitszimmer hinüber, vom Architekten «Studio» genannt, einen saalartigen Flachbau, der durch einen Büchergang mit dem Wohnhaus verbunden war. Der Büchergang war zweieundzwanzig Meter

lang, Sowtschick maß ihn immer wieder aus, er freute sich, daß in der Architekturzeitschrift gestanden hatte: «Minutenlang geht man hier an Büchern vorüber ...»

Mitten in dem Studio, das mit seinen alten Möbeln an ein Refektorium erinnerte, stand der Schreibtisch, an dem Sowtschick, durch breite Fenster auf norddeutsche Wiesen blickend, das Schreiben seiner Bücher zelebrierte, denn, dies ist nachzutragen, Alexander Sowtschick war Schriftsteller. Was er der Welt zu sagen wußte, floß ihm zwar nicht leicht, aber doch regelmäßig aus der Feder, und die Welt nahm es an, wo von das Haus zeugte, mit Halle, Büchergang und Studio und diversen, in den von der Zeitschrift als «Park» bezeichneten Garten sich vorschließenden gläsernen Anbauten.

Sowtschick legte die Postsachen zu anderen Briefen, die bereits auf dem Schreibtisch lagen, wodurch der Stapel ins Rutschen geriet. Sich auffächernd, glitten die Briefe über die glatte Tischplatte und segelten auf den Fußboden: Ansichtskarten, Briefschaften verschiedenen Formats, Air-Mail-Letters, besetzt mit fremdartigen Frankaturen, und breite Drucksachen, Kataloge enthaltend, in denen sehr billige oder sehr teure Bücher angepriesen wurden, Investitionsangebote «nach dem Bauherrenmodell» oder Hochglanzprospekte mit großäugigen Kindern auf dem Deckblatt: «Denkt an die Dritte Welt». Der Hinweis auf «Adhäsionsverschluß» führte gewöhnlich dazu, daß Sowtschick die Drucksachen ungeprüft in den Papierkorb warf.

Sowtschick hatte den Briefen zugesehen, wie sie über den Fußboden rutschten. Er bückte sich nicht, um sie einzuschaufeln: Bücken – nie wurde er die Vorstellung los, daß ihm beim Bücken eine Ader platzen würde im Kopf, heiß und elektrisch, und daß er womöglich, eine unleserliche Ansichtskarte aus Kairo in der Hand, am Boden verröchelte.

«Hätte man ihn sofort gefunden, dann wäre er vermutlich noch zu retten gewesen ...»

Eine solche Feststellung in seinem Nekrolog wäre Sowtschick stillos erschienen: Er dachte eher daran, daß sein Le-

ben jenseits der Achtzig ganz allmählich auslief. Und er sah sich auf dem Sterbebett liegen, den Blick verlöschend auf ein über ihn gebeugtes Mädchen gerichtet, das ihn liebevoll anschaut: Blond müßte es sein, das wäre wünschenswert.

Sowtschick setzte sich an den Tisch und faltete die Hände unter dem Kinn. Die Wiener Bronzen (ein Hahn und zwei Hennen), das Briefmesser mit dem Jadegriff, das Paperweight aus Bristol – so war man denn nun allein. Mit der sich vergrößernden Entfernung zwischen der dahinsausenden Marianne und ihm fielen Magendruck und Puls ab, die Stirn glättete sich, und ein Lächeln erheiterte seine Züge. Sechzig Jahre alt, die Steuern gezahlt. Es war, als ob er in jüngere Jahre hingerissen, hinunterliftete, hinauf oder hinunter, wie man's nimmt.

Es fehlte nicht viel, und er hätte den Hausmantel auseinandergerissen und frei! geschrien. Ich bin frei! Von diesem Ausruf hielten ihn sein Temperament und der Anblick der Briefe auf dem Boden ab, die er in den nächsten Tagen beantworten mußte, denn Frau Nerger, die sich sonst um seine Korrespondenz kümmerte, war schon vor Tagen nach Gran Canaria geflogen. Der stetig anwachsende Postberg würde seiner Freiheit Schranken setzen. Wieso eigentlich? fragte er sich. Hatte er nicht ebenfalls einen Urlaub verdient? Warum mußte er sich schinden?

Auf Angebote zur Beteiligung an Anthologien verzichtete er gern, und Briefe zu lesen, in denen stand, daß seine Romane sich wie eine kühle Hand auf eine heiße Stirn legen, darauf war er nicht erpicht. Er wußte, daß auch jener lila Brief, der bis unter den Flügel gerutscht war, nicht das Liebesverständnis einer jungen Dame enthielt, eines («Teenagers», wie er immer noch sagte, oder einer «Tussi», wie es neuerdings hieß, was er einem Handbuch der Jugendszene entnommen hatte, mit der er sich eventuell, Literarisches vorschützend, irgendwo mal treffen könnte). Dieser Brief, lila und mit grüner Tinte adressiert, dessen Absender allerdings und offensichtlich eine «Tussi» war, würde das Geheimnis enthalten: «Ich habe Sie mir gewählt ...», als Thema für eine Semester-

arbeit nämlich. Und dann eine endlose Reihe von Fragen, womöglich schon bis nächsten Donnerstag zu beantworten: «Warum schreiben Sie?» Oder: «Welche Position nimmt der Erzähler in Ihrer Prosa ein?» Oder gar: «Wann endlich wenden Sie sich heutigen Zeiten zu?» Es genügte seinen Lesern nicht, daß er in ziemlich dicken Romanen «Vergangenheit aufarbeitete», *vergnüglich* aufarbeitete, wie es Sowtschick vor einigen Tagen in einer Reklame seines Verlages hatte lesen müssen, nein, die Leser wollten ihr jetziges Leben beschrieben, eigenes Tun und Treiben gespiegelt, ja gedoppelt sehen.

Alexander Sowtschick ließ die Briefe liegen, wo sie lagen, er setzte sich an den Flügel, in dessen schwarzer Politur sich die Landschaft spiegelte, und blätterte in den Noten: die D-Dur-Sonate von Mozart. Seit er in einem Godard-Film diese Sonate gehört (und gesehen) hatte, auf einem Bauernhof dargebracht, neben Misthaufen und Schweinestall, liebte er sie. Köchelverzeichnis 576, «Jagdsonate» genannt, vom Komponisten selbst als leicht zu spielen bezeichnet, trotzdem heikel für einen Laien wie Sowtschick.

«Wann endlich wenden Sie sich zeitgemäßer Themen zu?» ... War Mozart etwa nicht zeitgemäß? Oder Shakespeare? Hatte der «Mann mit dem Goldhelm» die Welt verändert, und war nach der «Fünften» alles besser geworden? Sowtschick fühlte sich jenen Riesen zugehörig, die laut Nietzsche über die öden Zwischenräume der Zeiten hinweg, ungestört von mutwilligem lärmenden Gezwergen, welches unter ihnen weggriecht, hohe Geistergespräche führten, die nicht von heute, hier und jetzt handelten, sondern von den ehernen Gesetzen des Lebens. Ach, während Sowtschick die Sonate spielte, genauso nachlässig übrigens, wie es bei Godard geschah, wenn auch nicht so fehlerfrei, wurde ihm klar, daß er mit seinen Büchern nicht zu den von Nietzsche beschriebenen Riesen gehörte, die sich über dem Gezwergen hinweg was zurufen, auch wenn er danach immer wieder zielte, jeden Tag acht Stunden lang. *Vier* Stunden lang, wenn er ehrlich war,

aber er hatte es sich nun einmal angewöhnt, *acht* Stunden zu sagen, was er gelegentlich sogar auf zehn steigerte.

Von seinem Klavierspiel ermuntert, kamen die Hunde herbei. Erst die Corgies, Doris und Jockel, dann der zottige Percy mit seiner grauen Schnauze. Über die ausgestreuten Briefe liefen die Tiere, und sie legten sich neben den Flügel. Dies war auch für sie schön: das still-nachdenkliche Herrchen, eines der angenehmeren Klanggebilde spielend, an Jagdhörner und an Wald erinnernd. Es war zu hoffen, daß es ihm nicht einfallen würde, jenes andere Klavierstück hervorzuholen, von dem sie als Hunde natürlich nicht wissen konnten, daß es von einem Russen namens Prokofjew stammte, jenes wild-laute Stück, mit dem Sowtschick seine Gäste gern verblüffte.

Sowtschick spielte täglich Klavier, wenn auch nicht drei oder gar fünf Stunden, wie er es den Journalisten gern erzählte. Er übte ganz regulär mit kleinen Selbstbestrafungen, wenn er bei kniffligen Stellen versagte. Er tat dies nicht, um Virtuose zu werden, er hatte nie vorgehabt, anderen Menschen damit zu imponieren. Er verlebte sich Kulturgut ein, aus einem freudigen Pflichtgefühl heraus, wobei ihn ein kindliches Vergnügen am Melodischen bei der Stange hielt. Manche Stücke mied er, weil sie dieses Bedürfnis nicht befriedigten. Andere übte er ausdauernd, um es seiner zänkischen Klavierlehrerin heimzuzahlen. «Dann hat er also doch Talent?» hörte er sie sagen, und das freute ihn. Immer hatte er imaginäre Zuhörer bei seinem Spiel. Den Vater mit dem goldenen Zwicker oder die Mutter, an den Türrahmen gelehnt, leise mitsummend, nun schon so lange tot ... Manchmal stellte er sich vor, daß Rubinstein durch ein tückisches Schicksal das Augenlicht eingebüßt hätte und mit von Gicht verknoteten Fingern neben ihm säße, und ihm allein, Sowtschick, sei es vorbehalten, dem Virtuosen noch ein letztes Mal jene Klänge in Erinnerung zu rufen, mit denen er sich und der Welt Glanz verschafft hatte.

«Mein Mann spielt jeden Tag, Stunde um Stunde», erzählte Marianne ihren langgliedrigen Freundinnen, deren Män-

ner dies eben nicht taten, geschweige denn, daß sie Bücher lasen (Sowtschicks Bücher lasen sie schon gar nicht). Sie war stolz auf das Klavierspiel ihres Ehemannes, was diesen zwang weiterzumachen, auch wenn er längst seine Grenzen erreicht hatte.

An diesem Tag spielte er die «Jagdsonate» von Mozart, und er spielte sie gut, wenn man von den Fummelstellen im langsamem Satz absieht, die ihm noch nie recht geglückt waren. Er ließ den Schlußakkord nachhallen, und dann sah er auf die Uhr und stellte fest, daß es bereits auf zwei zuging. Marianne müßte jetzt, so rechnete er aus, in der Gegend von Münster sein. Noch würde sie den Sog von zu Hause spüren, bald aber würde sie schneller fahren, schnell und immer schneller.

Sowtschick schloß alle Türen ab und entschied sich, in der Hitze dieses Sommertages erst einmal Siesta zu halten. Das Schlafzimmer lag im ersten Stock, und zwar nach Osten. Es standen zwei Betten darin, Ehebetten der Erstausstattung, aber nach fünfundzwanzig gemeinsamen Jahren hatte es sich eingebürgert, daß Marianne im zweiten Stock schlief, «unterm Dachjuchhe», wie das genannt wurde. Sowtschick hatte das andere Bett belegen können mit Büchern und Zeitschriften jeder Art. Da lag all das, was er gern lesen wollte oder was er schon längst hätte lesen müssen, germanistische Zeitschriften und allerhand Philosophisches, wozu er sich jedoch nicht zwingen konnte.

Nun bin ich sechzig Jahre alt und habe das alles nicht gebraucht, da werde ich wohl auch ferner durchkommen ohne diesen Schmond, so etwa dachte er, was ihn jedoch nicht vor Gewissensbissen bewahrte. Der schreckliche Gedanke machte ihm zu schaffen, er könnte bei einer Fernsehdebatte mal ganz direkt gefragt werden: «Kennen Sie überhaupt Karl Marx?»

Gern griff er zu Kunstbänden, in denen gezeigt wurde, wie das Kloster Sowieso vor fünfhundert Jahren ausgesehen hatte, und daß es später Pferdestall oder Schnapsfabrik geworden war, vom Kreuzgang nur noch phantasieanregende Reste. Manchmal las er auch Biographien berühmter Männer,

wobei er sich stets zuerst den Schluß vornahm, um zu erfahren, wie sie zu Tode gekommen waren. Polarexpeditionen und sibirische Gefangenschaften – das war die rechte Lektüre für heiße Tage. Für diesen Sommer hatte sich Sowtschick ein Buch herausgesucht, das er schon mehrmals gelesen hatte, es hieß «Unternehmen Cerberus» und handelte von deutschen Schlachtschiffen, die im Februar 1942 den Ärmelkanal unter den Augen der Briten in Richtung Heimat passieren, ein verblüffendes Husarenstück, wie es seit den Tagen der spanischen Armada nicht mehr versucht worden war: Berge aus Stahl durch das aufgewühlte eisige Wasser stampfend ... Das war für Sowtschick eine angenehm-gruselige Vorstellung, die ihn die sommerliche Hitze und das Frei-Offene seines Hauses noch behaglicher erscheinen ließ, als es ohnehin der Fall war.

Sowtschick legte sich auf das Bett, las ein paar Seiten, dann klappte er das Buch zu und sah an die Holzdecke. Der Architekt hatte den Fehler gemacht, ihn beim Einzug auf zwei zusammengehörige Bretter hinzuweisen, die sich trotz allen Umstapelns an der Zimmerdecke direkt nebeneinander wiedergefunden hatten: An Astknorren war das zu erkennen. Sowtschick suchte, wie er es immer tat, die Bretter ab, ob sich nicht doch noch ein Paar finden ließe. Es wäre doch sonderbar, dachte er, wenn es ihm nach all den Jahren gelänge, doch noch ein Paar zu finden. Wenn Marianne wiederkäme, würde er sie ins Schlafzimmer führen und es ihr zeigen, das kleine Wunder: «Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden.»

Vor dem Fenster regte sich die große Pappel. Als Sowtschick die Augen zumachte, sah er auf den geschlossenen Lidern fotozellenartig den Fensterrahmen mit dem Geäst der Pappel sich abzeichnen und allmählich verblassen. Dies habe ich der Welt abgetrotzt, hatte er noch Zeit zu denken, daß ich hier am helllichten Tag liegen kann und schlafen ... Die Zellen seines Körpers, im Gehirn und in den Gliedmaßen, wurden durch Erschlaffung und Schwerkraft zusammengedrückt, sie schoben sich dichter an- und aufeinander, sie ließen sich

aufeinander nieder wie ermatte Vögel. Die Moleküle im Gewebe seines Körpers hielten inne in ihrem rasenden Um-einander und sanken zu Boden: Sowtschick schlief ein.

Erst gegen vier Uhr wachte Sowtschick auf. Langsam, dann immer schneller wurde sein Körper angekurbelt. Die Moleküle erhoben sich vom modrigen Grund des Schlafes und zogen zuerst matt, dann kräftiger ihre Bahn, nach denselben Gesetzen etwa, wie Sterne am Firmament es tun. Wer das nachweisen könnte, daß die Moleküle des Fleisches sich nach denselben Gesetzen umeinanderdrehen, wie die Gestirne, der würde die Krone der Wissenschaft empfangen, dies war Sowtschicks Ansicht. Das All in uns und das All um uns. Eine Ver-Allung der ganzen Existenz.

Sowtschick lag schwer und erhitzt auf seinem Bett. Er wußte: Er hatte zu lange geschlafen, das würde sich in der Nacht rächen. In die flirrende Pappel vor seinem Fenster blickend, ließ er die Bilder des Traumes, der ihn eben beschäftigt hatte, an sich vorübergleiten. Wieder war es der Kriechtraum gewesen, der ihn so häufig heimsuchte, durch einen Felsspalt hatte er sich zwängen müssen, immer in Gefahr, steckenzubleiben. Als die Eheleute noch nebeneinander schliefen, sie das Haar zum Zopf gedreht und seitlich auf dem Kissen deponiert, er in «Königshaltung», also auf dem Rücken liegend, geschah es manchmal, daß er im Traum zu mümmeln begann. Dies war der Vorbote dafür, daß es gleich hoch hergehen würde. Das sich rasch verstärkende Mümmeln mündete nämlich in sehr laute Hilfeschreie, die Sowtschick auch dann noch ausstieß, wenn er merkte, daß er bereits aufgewacht war: Seine Frau sollte wissen, daß er es selbst im Schlaf nicht leicht hatte.

Sowtschick griff nach einem Buch, um sich vollends aufzuwecken, es waren Baudelaires Tagebücher, und er las nur wenige Zeilen: Von jungen Mädchen war da die Rede, daß sie kleine Schlunzen seien. In ihnen liege die ganze Verworfen-

heit von Straßenjungen und Pennälern ... Dies belebte ihn. Er erhob sich und stellte sich, die Hosen anziehend, ans Fenster. Die knospende Schönheit, die es nicht nötig hat, sich herauszuputzen, die sich rüde geben kann und unvermittelt: Das war es, was ihn an kleinen Mädchen so entzückte.

Einen weiten Blick hatte Sowtschick von seinem Fenster aus über einen Teil des Gartens hinweg, über Wiesen und Kornfelder bis hin zum Wald, dem sich ein Sandweg mit zögernden Rechts- und Linksschwüngen entgegenschlängelte.

Auf den Fensterbänken des Obergeschosses hatte Sowtschick verschiedene Ferngläser stehen. Mit dem im Schlafzimmer deponierten Hapag-Fernglas von 1923 suchte er den sichtbaren Rand der Landschaft ab. Vielleicht ließen sich ja die beiden Pferdemädchen sehen, die hin und wieder in weitem Bogen um sein Haus herumjagten: die eine blond, die andere küsselig-schwarz, entzückende Kinder, zwölf, dreizehn Jahre alt, Raubritter, wie er sie auch nannte, ganz im Sinne der Baudelaireschen Definition: Kleine freche Schluunzen, wild und erregend. Die beiden hatten übrigens nur ein Pferd zur Verfügung, ein Pony. Jeweils eines der Mädchen war gezwungen, auf dem Fahrrad hinterherzustrampern.

Die Mädchen waren nicht zu sehen, und auch vom Bad aus nicht, wo Sowtschick mit einem perlmuttbeschichteten Opernglas den Waldrand absuchte. Nur Kühe waren zu betrachten auf der benachbarten Weide, wo sie mit ihren runden Bäuchen impressionistisch auf der Wiese lagen und verdauten, den Kopf der Sonne abgewandt.

Er ging hinunter in die Küche, um sich Kaffee zu machen. Die Hunde begrüßten ihn, als hätten sie ihn tagelang nicht gesehen. Die Corgies sprangen wie Gummibälle an ihm empor, und Percy stieß mit der Schnauze an seinen Unterarm, er solle doch nicht so sein, er solle doch mal eben mit rauskommen. Sowtschick beutelte die Tiere ein wenig, aber dann schickte er sie fort, strenger als nötig. Er hatte Kaffee zu machen, und das hatte was mit Pflicht zu tun, und laut schimpfte er vor sich hin, weil er die Kaffeemaschine nur über eine

Stuhllehne hinweg bedienen konnte, wobei er in einen Korb mit Kartoffeln trat. Auch reichte der gemahlene Kaffee in der Dose nur für eine einzige Tasse, weswegen Sowtschick in der Speisekammer «eine Suchaktion starten» mußte, wie er es schimpfend ausdrückte: «Muß man hier eine Suchaktion starten, nur weil man eine Tasse Kaffee trinken will!» Manchmal ertappte er sich, daß er gröbste Ausdrücke in die Gegend schrie, doch wenn er merkte, wen er damit meinte, mäßigte er sich. Die liebe Marianne, ach, er sah es wohl, hatte in der Speisekammer Vorsorge getroffen, Kaffee war genügend da, magenschonender Kaffee, eine Packung neben der anderen. Filterpapier und auch Kondensmilch.

Laß es dir schmecken, Liebster!

Sowtschick stellte den Kaffee auf ein Tablett und ging hinüber. Am Ende des Bücherganges, in dem, wie in den anderen Zimmern und Fluren seines weitläufigen Hauses, verschiedene große Glöckchen von der Decke hingen, die ihm meldeten, daß jemand zu ihm wollte, stand ein kleiner runder Tisch mit grünem Loriot-Sofa. Hier, unter einem erst kürzlich erworbenen, sehr großen, in Gold gerahmten Schafbock, hielt Sowtschick gern seine Kaffeestunde, die ihm zur Vorbereitung seines dichterischen Aderlasses diente.

Die Hunde legten sich auf den Teppich, und Sowtschick öffnete das «Grammophon», wie er noch immer sagte. Er legte das Sextett von Dvořák auf. Dann zündete er eine Kerze an, obwohl es doch heller, heißer Juli war, setzte sich auf das Sofa und ließ den Blick über das Kaffeegeschirr hinweg an all seinen Büchern entlangschweifen.

Was die Musik betraf, die sehr leise aus den übergroßen Boxen kam: Es hatte für ihn lange die Ansicht gegolten: Je weniger Musiker, desto ungenießbarer ist das, was sie hervorbringen. Irgendwann hatte er aber gemerkt, daß es lächerlich ist, bei der «Neunten» Waffelgebäck in Milchkaffee zu tunken, und da hatte er es dann mit Kammermusik versucht, und er hatte an ihr Geschmack gefunden. «Der Tod und das

Mädchen» oder den «Heiligen Dankgesang eines Genesenden»; oder – warum eigentlich nicht? – auch einmal Dvořák.

Das Kaffeegeschirr samt Aschenbecher und Leuchter stammte aus einer berühmten Porzellanmanufaktur. Sowtschick erzählte seinen Besuchern gern, daß er es von dem Fabrikanten persönlich geschenkt bekommen hätte, was leider nicht stimmte. Bei einer Stehparty hatte er den Herrn kennengelernt, und er hatte ihn so verstanden, daß er, der aufgeschlossene Fabrikant, ihm, dem liberalen Schriftsteller, bei einer sofortigen Porzellanbestellung jeden Wunsch erfüllen werde. Dies könnte den Anfang einer Allianz signalisieren zwischen Künstler und Unternehmern, die, Gott sei's geckagt, immer noch Fachwerkhäuser abrissen, um Platz zu schaffen für seelenlose Fabrikanlagen. Siebenhundertachtzig Mark hatte Sowtschick dann letzten Endes doch überweisen müssen, und das hatte ihm weh getan. Lange hatte er mit einem Gefühl der Bitterkeit seinen Nachmittagskaffee getrunken, und Marianne, der er unvorsichtigerweise davon erzählt hatte, war wie wild auf die Tassen losgegangen, deren Dekor im übrigen, wie auf der Verpackung zu lesen stand, nicht spülmaschinenfest war.

Sowtschick trank einen Schluck und lauschte dem freundlichen ersten Satz des Sextetts, der ihn ein wenig an «Der Mai ist gekommen» erinnerte. Dem Tschechen Dvořák war hier etwas sehr Deutsches gelungen, Ludwig-Richter-Ähnliches, so kam es Sowtschick jedenfalls vor. Diese Musik rief ein Bild junger Menschen in ihm auf, die blumenbekränzt durch Wald und Feld schweiften ...

Sowtschick nahm die Zeitung auf. Über die immer gleiche Litanei der «Kreuzthaler Nachrichten» ärgerte er sich jeden Tag: Eindämmung des Asylantenstroms und Forderungen nach dem Gegenteil, Verdammung der Atomkraftwerke und deren Anpreisung, Anwachsen der Arbeitslosenziffer, Luftverschmutzung, Frauenparität, Waldbrand an der Mittelmeerküste.

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt ...

So ging das Tag für Tag, und Sowtschick ärgerte sich darüber, weil er keine Möglichkeit sah, auch nur den winzigsten Teil dieser Mißstände abzustellen.

Im Lokalteil der «Kreuzthaler Nachrichten» stand an diesem Tag allerdings eine Meldung, die ihn aufmerken ließ. Zum edlen Klang von Violinen las er, daß der Zahnarzt Ohltrop im Nachbarort, mit dessen Tochter seine Kinder zur Schule gegangen waren, nachts in seinen eigenen vier Wänden von Einbrechern überfallen und mit einem Obstmesserr erstochen worden war. Sowtschick schüttelte den Kopf. Überfallen? Nachts? Dann ging das also jetzt hier los? Knirschen-de Schritte auf dem Kiesweg, ein klierrendes Fenster ... Nicht Harburg oder Oberhausen als Schauplatz von Bluttaten, sondern die friedliche Sassenholzer Börde?

Sowtschick ließ die Zeitung sinken: Im Aquariumkasten seines Gehirns stoben die Fische durcheinander. Wie in einem Stummfilm sah er den Zahnarzt, von Stichen getroffen, gegen den Wäscheschrank taumeln und auf das Bett sinken. Hingestreckt lag er da: Rembrandts «Anatomie».

Eine Warnanlage muß her, dachte Sowtschick, eine gelbe Drehleuchte über der Tür oder eine Sirene oder beides. Mit Schalter am Bett. Koste es, was es wolle. Beim kleinsten Geräusch einfach drücken das Dings, und dann kommt das ganze Dorf gelaufen mit Knüppeln und Äxten.

Was das Sextett von Dvořák anging, das allmählich wieder die Oberhand gewann: Wenn er sich zyklisch die wichtigere Kammermusik des Abendlandes bis hin zum Nachsingengkönnen einverleibte, dann wäre er in einer eventuellen Fernsehdebatte, bei der man ihn überfallartig nach Karl Marx fragte, in der Lage, mit musikalischen Querschüssen zu kontern, «Opus 132» etwa sagen, schlüssig und einfach, ohne Angabe des Komponisten. Dann knickten sie zusammen, diese Fernsehleute, das war ihm bei ähnlichen Anlässen schon auf-

gefallen, denen sagte «Opus 132» nichts, weil sie ihre musikalischen Bedürfnisse mit Rock und Pop befriedigten.

Der Roman, an dem Alexander Sowtschick in diesem Sommer arbeitete, trug den Titel: «Winterreise». Er wollte einmal abweichen von all dem, was seine Leser sonst von ihm kannten und, wenn auch mäkelnd, von ihm erwarteten. Eine Art Selbstbildnis hatte er sich vorgenommen, die Geschichte eines Schriftstellers also, mit Namen Gottfried Fingerling, der «ausbricht» aus seinem normalen Tageslauf, alles stehn und liegen lässt und eine Winterreise unternimmt, die ihn mit all dem Elend konfrontiert, das moderne Zeiten der Menschheit bescheren. Einen Roman hatte sich Sowtschick vorgenommen, in dem er allegorisch die Kälte vorführen wollte, der ein Mensch ausgesetzt ist, wenn er sich der Zeit stellt.

Sowtschick war mit seinem Roman auf Seite 14 angelangt, was einem Druckseitenvolumen von 15,829975 Seiten entsprach. Das hatte er mit einem extra hierfür gekauften Taschenrechner herausbekommen.

«Falls ich jetzt sterbe», hatte er zu seiner Frau gesagt, «dann könnt ihr diese Blätter als Fragment herausgeben – so weit bin ich immerhin schon», und er hatte sich die nach seinem Tode zu veranstaltende Gesamtausgabe seiner Werke vorgestellt, die dann allerdings im letzten Band, ähnlich wie «Die Kunst der Fuge», mit Pünktchen enden müßte: «Hier ist dem Dichter die Feder aus der Hand geglipten ...»

Wenn seine inneren Nöte nahten, in kummervollen Stunden, ausgelöst durch Kritiken, in denen von «Fleißarbeit» die Rede war oder gar von «Bastelei» und seinen als «brav» bezeichneten Büchern Strickmuster unterstellt wurden, Stunden, in denen er an sich selbst irre wurde, rechnete er zusammen, wieviel Seiten diese Gesamtausgabe bereits umfassen würde, und er war auf die stattliche Zahl von 2576 gekommen. Wer immer ihm Qualität abspräche, der mußte doch wenigstens die Quantität zur Kenntnis nehmen.

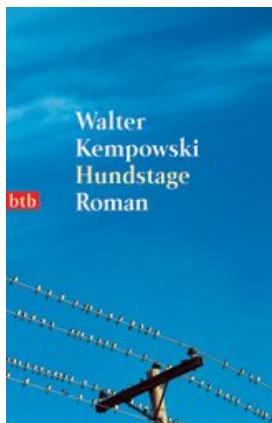
In eitlen Stunden hatte er sogar schon einen Entwurf für ein, dann ja allerdings von jemand anderm zu verfassendes

Nachwort gemacht. Eine Nacht hatte es gegeben, in der er auf den Dachboden gestiegen war. Hier hatte er aus einem Karton repräsentative Fotos von sich herausgesucht und in einen Umschlag gesteckt: «Nach meinem Tode zu verwenden».

Was Sowtschick immer wieder beschäftigte, war die Frage, welchen Biographen er bekäme, wenn alles vorbei sein würde. Er hatte sich vorgenommen, diese Sache nicht dem Zufall zu überlassen. Ausgerechnet in Australien wohnte ein Wissenschaftler, der einmal Erstaunliches über sein Werk gesagt hatte, etwas Umfassendes und das gesamte Werk von einer einzigen Seite her Durchdringendes. Eingeleuchtet hatte ihm das, wenn es auch irgendwie nicht stimmte und in einigen Teilen selbst ihm, dem Urheber des Untersuchungsgegenstandes, völlig unverständlich war. Dieser Australier war es, der imstande wäre, eine solche Biographie zu verfassen, aber, würde er das auch wollen?

Etwas anderes war es mit seinem Freund Engelbert von Dornhagen, der in Hamburg wohnte und leicht zu erreichen war, wenn es um Dinge des literarischen und politischen Zusammenrückens ging. Die Freundschaft zu von Dornhagen reichte bis in die Zeit seines ersten Buches zurück, «Kaum einen Finger breit». Dornhagen war es gewesen, von dem die allererste Kritik seines allerersten Buches gekommen war, und sie war positiv gewesen. Seither war von Dornhagen Freund Nummer eins. Es war so wohltuend, daß von dieser Seite im wesentlichen nur Bestätigendes kam! Kritik natürlich auch, aber mehr auf Randgebiete bezogen, in denen Frontbegradi-gungen riskiert werden konnten ... Vielleicht gehörte von Dornhagen nicht gerade zu jenen Riesen, denen Sowtschick über öde Zwischenräume hinweg was zurufen konnte, er war jedoch ein angenehmer Gesellschafter, der jedenfalls nicht zu dem lärmenden Gezwerge zu rechnen war, das sich überall breitmachte. Mit dem gebildeten von Dornhagen konnte man selbst entlegenste Gebiete durchplaudern. Und wenn das Gespräch doch einmal stockte, dann brauchte man nur zu sagen: «Und Napoleon?», dann war das Schifflein wieder flott: Von

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Walter Kempowski

Hundstage

Roman

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73311-8

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2004

"Hundstage" - die heißesten Tage des Sommers. Diese Zeit will der Schriftsteller Alexander Sowtschick auf seinem schönen Anwesen in Norddeutschland verbringen. Allein, ohne seine Ehefrau und ganz auf sein neues Werk konzentriert. Aber die geplante Idylle wird gründlich gestört: Es kommt zu einer Reihe unvorhergesehener Ereignisse - bis hin zu einem Mord. Und Alexander Sowtschick nähert sich immer mehr den Abgründen der eigenen Seelenlandschaft.

 **Der Titel im Katalog**